

GABRIELE KÖGL

# GIPSKIND

ROMAN

PICUS VERLAG WIEN

*Für Josepha:  
meine Großmutter  
meine Tochter*

Angefangen hat es in der Nacht. Die Großmutter stöhnte plötzlich und jammerte, und als die Kleine sie wecken wollte und an ihr rüttelte und sie schüttelte, um sie aus einem schlechten Traum herauszuholen, jammerte sie weiter und weiter und war nicht wachzukriegen. Die Kleine rief nach den Eltern, die ins Zimmer gestürmt kamen und an der Großmutter herumrissen, damit sie endlich aufwachte. Aber die Oma wurde immer leiser, ganz weiß im Gesicht, drehte die Pupillen unter die Lider, sodass nur mehr das Weiße zu sehen war, und ließ Arme und Beine hängen. Der Vater schrie: »Sie stirbt, sie stirbt!« Aber die Kleine wusste, die Oma darf nicht sterben und schrie: »Nein, nein, Oma, du stirbst nicht!« Der Vater schrie: »Sie ist schon gestorben!« Und die Mutter fing laut zu heulen an, streckte ihre Hände und ihren Kopf zum Plafond und sagte: »Um Gotteswillen!«

Und die Kleine warf sich auf die Großmutter und schrie: »Oma, du darfst nicht sterben!«

Da fing sie wieder zu röcheln an und Schaum kroch ihr aus dem Mund. »Die Tropfen«, schrie der Vater, »wo sind ihre Herztropfen?«

Die standen auf dem Nachtkästchen. Die Kleine wusste, wie viel die Oma immer nahm, aber sie war zu aufgeregt, um sie auf einen Löffel zu zählen. Die Großmutter hielt den Mund fest zusammengepresst. Der Vater fuhr mit dem Tropfenlöffel wie mit einem Spaten zwischen die Zähne und sperrte ihr den Mund auf. Die Kleine tröpfelte hinein, so gut es ging. »Holt den Doktor«, schrie der Vater. »Schnell!« Da war aber niemand, der schnell den Doktor holen konnte.

Telefon gab es keines, da musste der Vater sich schon selber auf seinen Puch-Roller setzen, vom Dorf in den Markt fahren und den Arzt aus seinem Schlaf herausläuten.

Langsam kam wieder Lebensfarbe in das Gesicht der Großmutter. Sie hörte auf zu röcheln, sie blies keinen neuen Schaum mehr aus ihrem Mund hinaus und die Pupillen, die hinter die Lider gekrochen waren, wanderten auch wieder zurück zu ihrem angestammten Platz. Aber sie schaute ihren Sohn mit unverwandtem Blick an, als würde sie ihn zum ersten Mal sehen, und fragte erschrocken: »Vater?«

»Das ist nicht dein Vater, das ist dein Sohn«, mischte sich nun die Mutter der Kleinen ein.

Die Großmutter schien nicht zu verstehen. Sie starrte vor sich hin, als würde sie angestrengt nachdenken, was das jetzt bedeutete, und fragte nach einiger Zeit: »Und wo ist mein Vater?

»Der ist schon vor langer Zeit gestorben, weißt du das nicht mehr?«, fuhr die Mutter fort.

Die Großmutter schüttelte den Kopf und Tränen rannen ihr übers Gesicht. Warum sie denn weint, wollte nun der Vater wissen. »Weil mein Vater gestorben ist«, sagte die Großmutter.

»Jetzt habe ich niemanden mehr!«

»Aber Oma, du hast doch mich«, sagte die Kleine und wischte ihr mit einem Taschentuch die Tränen aus dem Gesicht.

Die Großmutter schaute die Kleine lange an und nickte.

Langsam kam ihr Gedächtnis zurück und später kam auch der Arzt und verschrieb ihr stärkere Herztropfen. Sie schlief wieder ein und als sie am Morgen erwachte, wusste sie nicht mehr, was vorgefallen war. Auch dass der Arzt bei ihr gewesen war, hatte sie vergessen.

Aber die Kleine konnte den Vorfall nicht vergessen. Und noch weniger die Worte ihres Vaters: »Sie ist schon gestorben!«

Die hallten in ihr nach wie ein böses Vorzeichen. Sie brauchte ihre Oma. Sie war die Einzige, die sie vor den Eltern beschützte, die an sie glaubte und sie nicht für einen Krüppel hielt, den niemand brauchte und aus dem nichts werden würde. Die Oma glaubte an sie und traute ihr alles zu, auch, dass die Kleine einmal Päpstin werden würde. Für Religion hatte sie sich schon immer interessiert. Sie wollte wissen, warum die Oma so viel betete und weshalb der Himmelvater gerade mit ihr schimpfte, wie die Mutter meinte, wenn es donnerte. Woran merkte die Mutter, dass es der Kleinen galt und nicht jemand anderem, einem Nachbarkind zum Beispiel, denn beim Nachbarn donnerte es nicht weniger als bei ihnen, und warum ließ Gott auf alle ein fürchterlich es Gewitter niedergehen, wenn es nur eine gab, die er ausschelten wollte? Das fragte sie die Mutter, die dann mit getragener Stimme antwortete: »Wir müssen alle dafür büßen, dass du gschnappig warst! Hoffen wir, dass es nicht so schlimm war, dass der Himmelvater nicht auch noch einen Blitz einschlagen lässt!«

Die Kleine wusste, was das bedeutete. Alle fürchteten sich vor einem Blitzschlag, weil dabei schon manches Gehört bis auf die Grundmauern

niedergebrannt war. Und viele Schweine und Kühe waren dabei ums Leben gekommen, um die tat es der Kleinen noch mehr leid als um die Bauersleute. Diese Verantwortung wollte sie nicht übernehmen und fragte, was sie tun konnte, um das zu verhindern.

»Beten«, sagte die Oma. »Beten hilft immer!« Und die Kleine erinnerte sich an die Geschichte im Religionsunterricht, als die Israeliten gegen die Amalekiten kämpften. Moses betete mit erhobenen Händen, dass Israel gewinnen möge. Und solange er die Hände himmelwärts streckte und Gott anbetete, waren die Israeliten stärker, sobald er vor Müdigkeit und Schmerzen die Arme sinken ließ, legten die Amalekiten an Kraft und Stärke zu und drängten die Israeliten zurück.

Aber irgendwann konnte Moses nicht mehr aus eigener die Arme heben, da hielten ihm zwei Mitstreiter die Arme so lange in die Höhe, bis die Israeliten gesiegt hatten.

Die Kleine betete auch mit erhobenen Armen. und hoffte, das Gewitter auf diese Weise schnell zu vertreiben. Aber bald taten ihr die Arme so weh, dass sie nicht länger konnte. Es war abenddunkel in der Stube, so dick waren die Wolken, und wenn ein Blitz die Stube erhellte, folgte der Donner in der nächsten Sekunde.

»Das Gewitter ist genau bei uns«, sagte der Vater und schaute gebannt in Richtung Stall. »So viele Sekunden zwischen Blitz und Donner vergehen, so weit ist das Gewitter weg.«

Die Kleine zuckte erschrocken zusammen und wusste, sie musste weiterbeten, um das Gewitter zu vertreiben. Sie war Moses und das Gewitter waren die Amalekiten. Es klang für sie wie Termiten und sie stellte sich einen großen Ameisenhaufen vor der sich auf sie zubewegte und auf sie stürzen würde, wenn sie aufhörte mit der Beterei. Als sie nicht mehr konnte, bat sie die Großmutter, ihr die Arme zu halten, und als die Mutter von der Speis hereinkam und sah, wie die Großmutter die erhobenen Arme der Kleinen hielt, lachte sie und fragte, welches Spiel das wieder sein sollte. Die beiden antworteten nicht und machten weiter, so lange, bis sie nach dem nächsten Blitz fünf Sekunden zählen konnten, ehe der Donner grollte, der sich nun schon weniger bedrohlich anhörte als davor, der nun wie ein vor sich hin schimpfender und grantelnd er Gott klang und nicht mehr wie ein plötzlicher Wutausbruch beim Vater.

»Du hast wirklich magische Kräfte«, sagte die Großmutter bewundernd und ließ die Arme der Kleinen los.

Die Mutter lachte und sagte: »Glaubt ihr, ohne eure Herumturnerei hätte sich das Gewitter nicht verzogen?«

Die Großmutter und die Kleine ließen die Mutter reden. Sie schauten einander nur wissend an. Die Kleine schlüpfte in die Arme der Großmutter. Sie hatte das Gewitter vertrieben und fühlte sich gleichzeitig mächtig und geborgen. Gemeinsam schauten sie dem Regen zu, wie er gegen die Einfachscheiben der Stubenfenster schlug und dagegen drückte, als letzter, hilfloser Versuch des Gewitters, der Großmutter und der Kleinen seine Macht zu zeigen.

»Hoffentlich kommt kein Hagel«, seufzte die Mutter.

Die Kleine sah die Großmutter an und seufzte auch. Sie wollte nicht noch einmal beten müssen.

»Der Hagel kommt vor dem Regen«, sagte der Vater, »wenn das Gewitter nicht zurückkommt, sind wir diesmal davongekommen.«

Und die Kleine war diesmal auch davongekommen. Bei der Großmutter war zum Glück nichts zurückgeblieben. Wenn sie wieder so einen Anfall bekam, half vielleicht nur Beten, aber dann würde die Kleine niemanden haben, der ihr die Arme hielt, wenn sie selber nicht mehr konnte.

Mit der Großmutter machte die Kleine im Sommer Ausflüge. Sie fuhren mit dem Zug zwei Stationen und wollten auf die Burg gehen, von der man einen schönen Blick über die nahe gelegene Bezirksstadt hatte. Wären die beiden in die richtige Richtung zum Bahnhof gegangen, hätten sie nur eine Station zu fahren gehabt und der Weg wäre kürzer gewesen. Aber sie gingen in die verkehrte Richtung, zu dem Bahnhof, der weiter von zu Hause entfernt lag. Dafür fuhren sie länger mit dem Zug und daheim vorbei, sodass sie aus dem Zugfenster hinüberschauen konnten zum Hof und sahen, wie der Vater auf dem Thron saß der Hund mit den Vorderpfoten auf seinem Schoß lag und die Mutter auf dem Feld gebückt Unkraut von den Bohnenstauden weggätete. Das war aufregend für die Kleine, wenn das Haus, das Wirtschaftsgebäude und die eigenen Felder am Zugfenster vorbeiflogen und sie ganz schnell schauen musste, um etwas davon zu erhaschen, was es daheim zu sehen gab. Beide winkten auch wie wild, aber niemand schaute her, für die Eltern war es ganz normal, dass der Zug an ihnen vorbeifuhr. Die Kleine war sehr stolz darauf, dass man ihr Haus vom Zug aus sehen konnte, und ihr Herz klopfte heftig vor Aufregung, während die

anderen Reisenden gelangweilt aus dem Zugfenster sahen oder gar nicht, weil sie niemanden kannten, der dort draußen herumfuhrwerkte. Für so viele Menschen im Zug täglich sichtbar zu sein war für die Kleine, als wären ihr Haus und ihre Familie im Fernsehen. Als spielten sie in einer Serie mit und jeden Tag konnte man aufs Neue hinschauen, wie es weiterging in der Geschichte und was es Neues zu sehen gab.

Nach dem Aussteigen gingen die Großmutter und die Kleine durch die Einkaufsstraße der Bezirksstadt. Die Großmutter blieb immer bei komischen Auslagen stehen mit Bettwäsche, Handtüchern, Tuchenten und solch langweiligem Zeug. Die Kleine wollte weiter zu einem Spielzeuggeschäft. Aber die Oma tat nicht weiter, sosehr die Kleine auch quengelte und an ihr zog, an der Hand, am Rock, an der Weste. Da legte sie sich flach auf den Gehsteig hin und fing zu plärren an.

Sofort kamen die Leute zusammengelaufen und fragten, was los sei mit dem Kind. Die Großmutter erschrak und zog die Kleine in die Höhe. »Nichts«, sagte sie, »sie mag nur nicht gerne warten!«

Die Großmutter sah, wie die Leute den Kopf schüttelten. Der Kleinen war es egal, Hauptsache, die Oma ging endlich weiter. Und sie ging nun rasch weiter. Und sie schimpfte nicht einmal mit ihr. Sie amüsierte sich eher darüber, dass die Kleine auf solche Einfälle kam, lachte in sich hinein und sagte: »Und die Leute haben gedacht, es wäre weiß Gott was passiert! Du kleines Luder, du!«

Die Kleine grinste ebenfalls und die Großmutter blieb beim Spielzeuggeschäft geduldig stehen, wo sich die Kleine die vielen großen Puppen mit den schönen gestärkten Kleidern genau ansah.

»Die sind nicht zum Spielen«, sagte die Oma, »die sind nur fürs Bett! Wenn man sie ständig aus- und anzieht, werden sie schnell kaputt!«

Die beiden gingen weiter und durchquerten die Stadt. Dann begannen die Weinberge, und eine Serpentinstraße führte hinauf zur Burg, mitten durch die Weingärten hin durch. Die Kleine sah die blauen, prallen Trauben links und rechts von der Straße leuchten und hätte gerne eine genommen. Sie war inzwischen auch schon durstig vom vielen Gehen in der Spätsommersonne. Aber die Großmutter sagte, in den Weingärten verstecken sich Wächter, die nur darauf lauern, dass jemand eine Traube nimmt. Und wenn die Wächter Jemanden ertappen beim Traubenstehlen, dann kommen sie heraus aus

den Stockreihen und nehmen dem Dieb etwas Wertvolles weg: die Geldbörse, die Handtasche oder eine wertvolle Uhr. Die Kleine konnte es sich nicht vorstellen, dass sich in den Weinbergen Menschen versteckten und darauf lauerten, dass jemand eine Traube nahm. »Und wenn ich nur eine einzige Traube nehme, kommen sie dann auch?«, wollte sie wissen. »Auch dann«, sagte die Großmutter.

Es war der Kleinen unbehaglich, so von allen Seiten beobachtet den Hang hinaufzugehen, und sie überlegte, was ihr die Traubenwächter alles wegnehmen könnten. Viel hatte sie nicht, aber um die Halskette mit dem Schutzengel hätte es ihr ebenso leid getan wie um die Ohrringe mit dem blauen Stern, die sie zur Taufe bekommen hatte und die man ihr schon als Kleinkind eingestochen hatte, um sie als Mädchen zu markieren.

Es ließ sich aber kein Weinhüter blicken, und als sie die Burgruine endlich erobert hatten, sahen sie über das ganze Tal, und ganz weit hinten meinten sie, dass sie auch ihr Dorf noch erkennen könnten und die Hügel im Süden, bevor alles im Dunst, der am Horizont lag, zu einer grauen Masse verschmolz.

Die Burg selber war eher eine Enttäuschung, weil die Kleine statt der kahlen Wände fein ausgestattete Prunkräume erwartet hatte. Und wäre sie Rapunzel gewesen, in einen Turm eingesperrt für Jahre dann hätte sie sich ihr Verlies so opulent ausgestattet, wie die Wohnung der bezaubernden Jeannie in ihrer Flasche. Nie hatte sie verstanden, warum Jeannie immer herauswollte aus ihrer schönen Flaschenwohnung. Die Kleine hätte viel dafür gegeben, einmal hineinzudürfen in dieses kuschelweiche Leben zwischen Seide und Brokat. Auch wenn sie dafür so klein hätte werden müssen, dass sie in eine Flasche passte.